

mare

Volter Kilpi

DER WANDERER AUF DEM EIS

Drei Erzählungen aus den Schären

Übersetzt und herausgegeben
von Stefan Moster

mare

Die finnische Originalausgabe erschien 1934 unter dem Titel *Pitäjän pienempiä. Saaristoväkeä arkisillaan* bei Otava in Helsinki. Für die vorliegende Übersetzung, die auf der Originalausgabe basiert, wurden daraus drei Erzählungen ausgewählt: *Jäällävöeltaja*, *Kaaskerin Lundström* und *Merimiehen leski*.

Die Übersetzung wurde gefördert von FILI – Finnish Literature Exchange.

FILI
FINNISH LITERATURE EXCHANGE

1. Auflage 2021

© 2021 by mareverlag, Hamburg

Lektorat Angela Volknant, Hamburg

Einband- und Schubergestaltung

Nadja Zobel, Petra Koßmann / mareverlag

Einband- und Schuberillustration Jörg Hülsmann, Berlin

Typografie Iris Farnschläder, mareverlag

Schriften Stempel Garamond und Aptifer

Druck und Bindung Eberl & Kösel, Krugzell

ISBN 978-3-86648-664-5



www.mare.de

INHALT

Der Wanderer auf dem Eis 7

Lundström von Kaaskeri 73

Die Seemannswitwe 169

Nachwort 249

Viten 256

DER WANDERER AUF DEM EIS

I

Die Spur eines Schrittes im Schnee. Eine zweite Spur, Fußspur um Fußspur, zurückgelassen in langer Reihe, in fadengerader Linie weit auf die offene Fläche hinaus ins endlose Dunkel. Schritt für Schritt die Spur des schweren Menschenfußes im Schnee, ein Schritt links und ein Schritt rechts, beiderseits daneben der Schnitt der Schlittenkufe, scharf gezogen in den werstweit unberührten Schnee auf der Eisdecke.

Das alte bebende Bein setzt einen neuen Schritt und fügt den alten Spuren im Schnee eine neue hinzu, setzt zitternd noch einen zweiten Schritt, einen dritten und vierten sogar, auch den fünften noch, gebeugt schleppt die verschlissene Schulter den Schlitten am Seil, und die Last des Schlittens rückt in gleicher Trägheit voran auf den Kufen im tiefen Schnee. Wieder heißt es stehen bleiben und verschnaufen: Mühsam richtet der alte Rücken sich

auf, hebt sich die steife Hand langsam, den feuchtkalten Schweiß von der Stirn zu wischen. Und wieder weiter, den Strick straff über der Schulter und die Beine gestreckt, ein Schritt, ein zweiter ... vier, fünf und wieder Rast, wieder fünf Schritte näher dem heimischen Hügel am Ufer. Einen Wacholderstaken als Stab in der Hand, um sich aufzustützen, den Stab gegen die Brust, solange man steht und keucht!

Ihr alten Beine, was schlackert und schlottert ihr so! Noch habt ihr einen weiten Weg vor euch, noch ist der Uferschuppen im Dunkeln kaum zu erkennen! Dahin ein Schritt und dann dorthin, und schon wieder um so viel näher! Den Stab in den Schnee gestoßen, das Seil straff über die Schulter gezogen und einen Fuß vor den andern gesetzt. Den schweren Fuß. Ihr alten, vertrockneten Knochen, ihr Knie auch, wollt ihr nicht gehorchen!

Und wieder in Bewegung. Ein Schritt hilft zum nächsten Schritt. Seitwärts da drüben verlief der Pferdeweg, den die Dorfleute fahren, die schwarzen Pferdeäpfel stechen wie Punkte hervor, in einer Reihe, die sich in der Ferne verliert. Wäre es dort vielleicht leichter, einen Fuß vor den andern zu set-

zen, weil der Schnee nicht tief ist und die Schlittenkufe besser auf dem ausgetretenen Weg glitte? Aber der Pferdeweg schlängelt sich, die Strecke ist länger, der Schritte sind mehr, und haben meine Beine etwa die Kräfte, dass ich sie vergeuden könnte für Umwege? Wenn ein Fuß vor den anderen zu setzen ist, dann muss man es tun, mag es im Tiefschnee geschehen oder auf festgestampfter Strecke, und den Schritt zu setzen und eine Bahn zu ziehen, ist nicht schwer, wenn die Füße an den Beinen sitzen wie Steinblöcke an Schlaufen. Und was soll ich auf den Wegen anderer, auf den geschlängelten Pferdewegen anderer Leute, wo ich doch meinen eigenen Weg habe und meinen Pfad geradewegs auf mein Haus zu.

Taavetti macht seinen Schritt, Taavetti Lindqvist rammt seinen Stab hart in den Schnee, lehnt sich wieder mit ganzem Gewicht nach vorne, der Schlitten gleitet los, mühsam rückt der Fuß voran, wieder wird die Reihe der zurückbleibenden Schritte länger, und der Schlitten schneidet die Spur seiner Kufen in den Schnee, der Schlitten voll beladen mit Wacholderholz, zottiger Wacholder, den Tag über auf den Schären draußen gesucht, ab-

geästet und zur Fracht gebunden. Warum es nicht heimschleppen als Vorrat für die Beschäftigung an Winterabenden, wenn man sich nur aufrafft und die Klötze am Bein dazu bringt, zu gehorchen! Ringsum der unberührte Schnee abendblau, streckt sich auf offener Fläche bis zu den Uferrändern unter der Himmelskuppel, weit weg noch, ein feiner Strich, gefasst von verschneiten, flachen Felsufern, die weite Bucht, zu den Binnengewässern hin, zu Inseln und Sunden, jetzt vom Eis überzogen, hervorspringend, und links, zur offenen Fläche hin, ganz am Rand, die Spitze der Halbinsel, wo an der Flanke, von Felswällen geschützt, an einer kleinen Einbuchtung die einsame, winterlich verlassene graue Hütte schimmert, mit dunklen Fenstern. Wird die Strecke überhaupt kürzer? Über die steifen Kniekehlen rinnt kalter Schweiß. Die Schritte aber müssen gemacht werden, ein Fuß vor den anderen, Schritt für Schritt. Den Stab in den Schnee und ein neuer Schritt, ein neuer zerrender Schritt, und der Weg verkürzt sich mit jedem Schritt um die Länge eines Schrittes.

Und dann die Wacholder auf dem Schlitten! Sie folgen, wenn die Schritte gemacht werden und die

Schulter am Seil zieht! Was gibt es im Winter für eine bessere Beschäftigung, als Nägel zu schnitzen? Die Stunde vergeht, der Nagel entsteht, wenn man mit dem Messer schabt, den Hals einkerbt unter dem Nagelkopf und den Dorn in ganzer Länge gleichmäßig dick schnitzt, dass der trockene Wacholder eine Elle lang im Kiefernholz versenkt werden kann, wenn man die steife Bohle bis zur Wange des Spantenbalkens biegt. Jedes Jahr diese Arbeit zusätzlich: die äußeren Schären absuchen, auf den Felshälsen und im Schutz von Abhängen, wo der Wacholder, unerreicht vom Rütteln des Windes und unbeschnitten vom Zahn des Schafs, seinen Schössling zu natürlich geraden Sträuchern ausgetrieben hat. Ihre Pötte zimmern sie sich jedes Jahr, da brauchen sie ihre Holznägel, und jeden Winter suche auch ich mir eine Schlittenfuhrer auf den Schären zusammen, weit draußen, auf den Klippen des Kihti, weil es in der Nähe keine mehr gibt; die Beine aber werden Jahr für Jahr steifer, und der Ferse wird das Gehen beschwerlich. Meinen Schlitten hier, wie bringe ich ihn bis ans Ufer und auf den heimischen Steg? Auf all meinen Gliedern liegt kalt der Schweiß, und die Kniekehle

zittert. Einen Schritt setze ich noch, dann raste ich wieder.

Da denken und mühen sie sich, als würde die Welt nicht ohne ihre Verrichtungen fertig. Jetzt soll auch noch eine Bark gebaut werden. Aber was denke ich über deren Anschaffungen nach, wenn ich nur meine Schlittenfuhr heimbringe und das Nagelholz in die Stube und mein Auskommen für den Winter. Einen Nagel bringt auch die schwächer werdende Hand noch zustande, wenn man das nötige Holz daheim hat und schnitzt, wenn man es schafft und dazwischen verschnauft; und für jeden Nagel gibt es einen Lohn. Wenn der Schlitten nur leichter laufen und das Bein sich unbeschwerlicher heben würde. Der Mensch muss leben, auch wenn er alt ist und die Stube leer um ihn herum.

Der Uferschuppen dort vorne, grau, schon ist er auszumachen, obgleich noch fern. Der Steg vom Vorbau im Schnee begraben. Auf den Querstangen unter dem Dach der Sarg, der schwarze Sarg, ein einziger. Früher waren es zwei. Viele Jahre zwei schwarze Säрге wartend auf den Querstangen unter dem Dach des Vorbaus vom Schuppen. Mit eigenen Händen geschnitten und fertig gehobelt, um

zu warten. Damit andere Leute die Mühe nicht haben. Jetzt ist es nur noch einer. Serafiia starb letzten Winter.

Das dunkle Hüttenfenster auf dem heimischen Hügel, die Scheiben schwarz. Wie viele Schritte noch bis dorthin? Fünf Schritte auf einmal, und nach einer Rast geht es wieder ein Stück weiter. Ihr alten, kränkelnden Knochen, was schlottert ihr, noch habt ihr den Hausflur nicht vor euch! Dort drüben blitzen die Fenster von Rantala auf. Rötlich schimmern die Scheiben, Feuer flackert im Herd. Da sitzen sie in der warmen Stube, der Breitopf brodelt, die Kinder tollen in den Spänen. Auch in unserer Stube ist samstags am Abend gegessen worden, die Netzgabel an den Türpfosten gelehnt, im Kamin hat es geprasselt, Serafiia hat den Breitopf vom Feuer genommen, die Kinder haben, rot von der Sauna, dagesessen und in die Flammen gestarrt, in meiner Pfeife hat der Tabak geknistert. Das dunkle Fenster dort hinten, weit weg. Die Glut im Kamin erloschen, kalt die Tücher im Bett. Davor schwerer, zur Nacht hin dunkelnder Schnee. Stapfe voran, Fuß, so verkürzt sich der Weg! Noch ein Schritt, so ist die Strecke um diesen Schritt kürzer.

Das Licht im Fenster von Rantala schimmert rot auf dem Schnee, wirft seinen Schein dicht neben den Schritten auf die Eisnadeln des Schnees. Dort wäre es warm. Dort wäre eine Bank zum Sitzen. Die zitternden Knie würde schmeichelnde, wärmende Ruhe durchströmen. Nah auch die Hütte dort mit ihren Fenstern, gleich nebenan späht sie hinter dem Felsen hervor auf die offene Fläche. Ihre Netze sind im Frühjahr voller Heringe, während die Strömung an meinen Treibnetzen reißt! Der runzlige Mund zieht sich zu, die schmalen Lippen schließen sich strikt. Was habe ich auf fremden Bänken zu sitzen! Ein steifer, gestützter Schritt vorwärts im Schnee. Und ein neuer, gestützter Schritt vorwärts. Auch die Ketoniemi-Riikka hat ihren Breitopf schon aufs Feuer gestellt, da es in den Fensterscheiben rot flackert und die Halbinsel bewohnt aussieht! Und auch auf der Seite nach Kaaskeri hin funkelt ein Lichtfunke einsam im Fenster von Lundström.

Warum ist allein meine Stube kalt, und warum sind die Scheiben schwarz in der Hütte, wo bei den andern im Fenster das Licht brennt und es knastert im Herd? Warum zerreißen die Ströme mein

Netz, wo in den Netzen der andern silbern der Fisch blinkt? In Rantala sitzen sogar noch die Kinder ums Sonnabendfeuer, wo die meinen draußen sind in der Welt, diejenigen, die nicht schon gestorben! Die grauen Augen werden zu Schlitzern, und die knotige Hand krampft sich härter um den Wacholderstock. Sogar der Fuß vergisst seine Müdigkeit und stapft ein Gran grimmiger, da der Geist nun Gericht hält.

Ich habe doch alles getan? Meine Arbeit habe ich getan, meine Treibfalle ins Wasser gelassen und meine Netze geprüft. Jede Masche an meinem Fischnetz habe ich selber geknüpft, jedes meiner Boote selber geschnitzt und ausgekerbt, jeden Fisch selbst eingesalzen. Ich habe den Winden getrotzt und dem peitschenden Regen, habe in eiskaltem Wasser gewühlt, die Zähne im Mund klappernd vor Kälte wie bei einem heulenden Hund. Ich habe das Meer wie eine Bestie mit grinsendem Maul sein schwarzes Zahnfleisch in die bebende Planke meines krachenden Boots schlagen sehen. Ich habe die Leiche meines kleinen Sohns aus dem finsternen Rachen des Meeres gezogen.

Ich habe doch alles getan! Meine Arbeit habe

ich getan an jedem einzelnen Tag, mein Morgen-
gebet gesprochen und mein Abendgebet, jeden ein-
zelnen Morgen und Abend, habe nicht gestohlen
und nicht gehurt, nie das Vergnügen gesucht. Je-
den heiligen Sonntag bin ich in der Kirche gewe-
sen, ob der Regen geprasselt hat oder die Winter-
kälte geknirscht, der Erste bin ich im Kirchboot
jeden Sonntagmorgen und schöpfe das Wasser aus
dem Boot, bevor das übrige Volk kommt, in der
Kirche sitze ich, ohne einzunicken, da, verlasse die
Bank erst nach dem letzten Choral und schlage das
Kreuz. Ich habe alles erfüllt, kann den Katechis-
mus auswendig von vorne bis hinten, ganz gleich,
welches Kapitel in der Prüfung an der Reihe ist, je-
den Monat gehe ich in der Kirche zum Tisch des
Herrn, kein einziges Bootsholz habe ich mir ohne
Erlaubnis aus den Wäldern der Bauern geholt,
und jeden Holzsplitter habe ich mit meinem ei-
genen Geld bezahlt. Wofür also ist mein Alter so
leer und so einsam? Wofür muss ich meine letzten
zitternden Kräfte sammeln, um mit meinen alten
Gliedern aufrecht zu stehen, ohne in den Schnee
zu sinken wie ein verlassener, herumstreunender
Hund? Wofür muss ich getaufter und konfirmier-

ter Mensch auf dem zugefrorenen Meer schwanken, mit schwachen Knien voranstapfen, mit pfeifender Brust dem Zuhause entgegen, wo Schneewehen die Tür verschließen, wo die Asche kalt ist im Herd, wo als Einziger der schwarze Sarg auf den Balken im Uferschuppen auf mich wartet!

Gott handelt falsch gegen mich! Die Menschen handeln falsch gegen mich! Das ganze Leben und die Tage meines eigenen Lebens handeln falsch gegen mich. Ich hasse Gott, der falsch regiert und mich geschaffen und mich den Fäusten meiner schweren Einsamkeit überlassen hat. Ich hasse die Menschen, die alle Weib, Kinder und Wärme in ihrer Stube haben. Meinen eigenen Schatten auf dem kalten Schnee neben mir hasse ich, denn er ist armselig wie ich und schwankt so, wie ich wanke. Gäbe es den Großen Fährmann und den Großen Richter, so brächte ich Gott und die Menschen und das ganze Leben vor Gericht. Gott Jakobs und Gott Hiobs, wo bist du?

Die Leiche meines kleinen Kindes habe ich selbst aus dem schwarzen Rachen des Meeres gezogen, mit eigenen erstarrenden Augen habe ich sein kleines, blau angelaufenes Antlitz gesehen, mit

eigenen tastenden Fingern habe ich seine knöchern verschlossenen Augen berührt, deren vertrauender Kinderblick eine Weile zuvor noch das einzig erleuchtete Lächeln war, dem meine Augen zeit ihres Lebens begegneten. Weit weg auf den Meeren der Welt hat vielleicht auch mein anderer Sohn mir einst zugelächelt, schlug aber im Hass die Tür seines Zuhauses hinter sich zu, stumm, biss sich auf die Zähne, zog, ohne Lebwohl zu sagen, in die Welt, zig Jahre schon hat kein Mensch von ihm gehört: Ob seine Knochen irgendwo am Grunde des Ozeans bleichen oder ob er wie ein Lump von Hafen zu Hafen zieht, davon weiß ich seit Jahrzehnten nichts mehr! Die Tochter, Gerstenhaar, Grübchenwange, Kicherauge, brachte Bälger ins Haus, Rotznasen, immer auf allen vieren und im Weg, nahm sich, weil ich schimpfte, im Zorn einen Mann, einen Knicker, und nun lebt sie mit ihren Kindern und ihrem griesgrämigen Mann in einer grauen, schiefen Hütte auf der Spitze von Pukholm, im Schatten des Felswalls und geschützt vor den schlimmsten Schlägen der Flut, gerade erst habe ich dort einen kurzen Besuch abgestattet, da ich sie ein Jahr nicht gesehen hatte, und schleppte mich mitsamt mei-

nem Schlitten hin, sie grüßten mit mürrischen Mienen, als ich die Tür aufmachte und mir den Schnee von den Stiefeln klopfte, kaum dass sie mir eine Tasse Kaffee und ein Stück Zucker in die Hand gaben, jammerten über ihre Armut und brummen von Serafiias lumpiger Erbschaft, sagten sogar, ohne sich umzudrehen, Auf Wiedersehen: Es war das letzte Mal, dass ich diese Tür aufgemacht habe, um hindurchzugehen! Serafiia, Dutzende düstere Jahre zu zweit in der grauen Hütte auf dem blanken Felsen, der finstere, herzlose Rücken des Meeres schwarz vor dem Fenster! Dutzende düstere Jahre im Haus auf dem Felsen vor dem verfrorenen Antlitz der See, zwei wortlose Menschen in verlassener Stube, Jahr für Jahr immer schweigsamer.

Ihr tapernden Füße, was stockt ihr? Setzt einen Schritt, nun setzt ihn schon, davon bricht euch kein Knochen! Und wenn ihr euch schwer macht wie zwei Blöcke Blei, so bringe ich euch doch auf Trab! Auf in den Schnee, bis zum Knöchel in den Schnee, du zitternder rechter. Und jetzt bist du an der Reihe einzusinken, linker Quanten! Achtzig Jahre habt ihr mir gedient und mich getragen, mich hingebacht, wohin ich wollte. Warum werdet ihr

jetzt widerspenstig? Ich habe auch früher nicht die Hilfe anderer Leute gebraucht, wenn ich einen Fuß vor den andern gesetzt hab!

Ich habe mir stets selber geholfen. Was haben die Menschen mir anderes als unrecht getan? Serafiia ist mir gestorben, die Kinder haben mich verlassen, die Nachbarn mir nichts gegönnt, sind mit vollen Fischlasten an ihre Ufer gerudert, wo ich ein leeres Netz in mein Boot raffte: Ihretwegen habe ich mit bangem Herzklopfen leben müssen, dass sie mir nicht mein Bootsholz stibitzen, ihre Netze nicht in meinem Laichwasser auswerfen, meine Haken nicht prüfen. Womit hat Gott mir die Mühen meiner Wanderschaft erleichtert? Der harte und taube Gott, zu dem ich am schweren Anbruch des Tages gebetet habe, in der langen Beschwerlichkeit des Tages, in der erschöpften Müdigkeit des Abends, der Ermattung der einsamen Nacht und in unaufhörlicher Not? Seine Stürme haben meine Netze zerrissen, Sein Hagel hat mir das Gesicht gepeitscht, dem gierigen Rachen Seines Meeres habe ich unter Lebensgefahr mein kärgliches Brot ent-rissen, in den Bränden Seiner Krankheit stöhnte und wand sich Serafiia und starb.

Herzloser Schnee, der du mit lauernden Augen wartest und wachst, dass ich auf den Mund falle in deinen eisigen Schoß, meine schmerzende Stirn in deine kalten Leintücher drücke und meine klammen Glieder von deinen gefrorenen Laken zudecken lasse, du wartest vergebens auf deine Beute, noch bewegen sich meine Füße, meine Faust umklammert den Stab, mein Wille trägt meinen Leib. Warte, wache und rufe nicht, verbreite nicht deinen eisigen Frieden in meinem Blut, noch habe ich Arbeit zu verrichten. Der schwarze Sarg wartet auf den Balken, im engen Gang des Schuppens liegt der Schnee eine Elle hoch: Selbst muss ich hinaufsteigen, selbst den Sarg nehmen, ihn selbst auf meinen eigenen Schultern in meine kalte Stube tragen, damit andere Leute keine Mühe haben, wenn ich selbst kalt geworden bin. Ihr Füße, ihr Eiszapfen, bewegt euch, Brust, alter Balg, blase und brülle, mit der pfeifenden Peitsche meines Willens züchtige ich euch widerspenstige Knöchel, damit ihr euch bewegt, und heiße euch gehorchen! Auch du, Schlitten, Fuhre wie ein mit Steinen beladener Saunaofen, willst du mich glauben machen, deine Sohle wäre aus Stein, weil du das erste Rucken

nicht ernst nimmst! Sperre dich nur in der Spur, ich habe Buckel genug, dich zu ziehen, wenn meine Knochen nur zur Vernunft kommen, dass es vorwärts und vom Fleck gehen muss. Ein Schritt, und ein Schritt, und noch ein Schritt! Irgendwann wird sie doch im Dunkel des herabgesunkenen Abends zu erkennen sein, die grau schimmernde Wand des Uferschuppens und die Böschung des heimischen Ufers!

Ich habe auch früher schon dem Tod ins Auge geschaut, mit dem erstarrenden Auge in das Auge, das zum Erstarren bringt! Ich habe auch vorher schon meinen Leib dem schluckenden Rachen des Todes entrissen! Jetzt ist das Meer gezügelt und das Biest von der Fessel der Eisdecke gefangen, damals war der Sturzschlund frei und wellenkamm-schlagend! Schwarzes Grab, wie hattest du gewütet mit meinem krachenden Boot rings um den bebenden Bord, mit Brüllrachen und gefletschtem Zahnfleisch einen brünstigen Brecher von deinen peitschenden Flächen gegen das schwache Brett losgelassen, bevor der erste Zahn und danach der zweite und der noch stärkere dritte das sinkende Holz des Dollbords ergriff, und die Gier deines

Schlundes schnappt den gekrümmten Menschen und die Nusschale, die von dem Wälzenden trinkt, was an Rasendem über Rasendem gischend angeschleudert wird! In einem eisigen Augenaufschlag sehe ich um mich herum nur die düsteren Schläge der Massen, bevor ich kopfüber in den geöffneten Schoß des schwarzen Meeres stürze, aus dessen Tiefen ich erst eine Weile später, Salzwasser aus Mund und Nasenlöchern prustend und ein abgebrochenes Stück Ruder in der Hand, auftauche, und sehe um mich her vor lauter Wellenkämme tragendem Brausen nur tosendes Meer und weiter weg in den Tiefen der Wellen den Rand meines Bootes versinken, der, wie auch das kraftlos knatternde und wie ein nasser Lappen klatschende Segel, von der nächsten Welle davongespült wird.

In Lebensgefahr ist der Mensch eine Kreatur. Mit der Stimme eines Tieres habe ich um Hilfe gerufen, der taube Himmel über mir und das taube Meer um mich herum, in den Tiefen der Wellen versinkend, habe ich um jeden Mundvoll Luft gekämpft, den ich mir schnappen konnte, ich habe mit der letzten Anstrengung meines Willens meine steif werdenden Hände gezwungen, sich zu bewe-

gen, habe den sinkenden, Meer saufenden Kopf aus der Umklammerung der Wellen herausgekämpft. Und als ich mich schließlich trotz gefühllos erschlaffter Glieder und Stein gewordener Hände mit den Fingern an der greifbaren Kante einer glatten, scharfen Felszunge festhielt, da verging eine Weile voller Todesangst und musste ein herzbrechender Entschluss des Willens gefasst werden, bis mir einfiel, meinen ramponierten Körper aus dem schluckenden Schlund der Wellen auf den gewölbten Rand des Felsens zu wuchten. Dort, bäuchlings auf dem harten Felsen, ein starres Bein noch im saugenden, schluckenden Meer, dankte ich nicht, ich betete nicht, ich starrte nur mit leeren Augen und leerer Seele ins Leere und war eine gerettete Kreatur so wie kurz zuvor eine ertrinkende.

Auch jetzt unbeweglich das vorrückende Bein, mit letzter Kraft und strengem Willen muss das Knie gehoben und ein neuer Schritt gemacht werden, ein zitternder Schritt auf einmal. Der Hügel und Anstieg des Lebens, wann hört er auf? Zeichnet sich nicht bald die graue Wand des Uferschuppens in der Dunkelheit ab, das grüne Moos auf den alten Blockbohlen im glänzenden Eis? Dort steht

unterm Schutzdach auf den Balken der Sarg, der einsame Sarg: Serafiias Sarg ist schon fort. Und im Gang unterm Schutzdach, im Schutz einer hohen, unberührten Schneewehe in der Ecke der Fischtisch, auch er in seiner Wintereinsamkeit bis an die Ränder von einer Wehe gefüllt und bedeckt. Wie viele Jahrzehnte hat Serafiia an jenem Tisch den Heringsfang des Tages ausgenommen? Die Ärmel aufgekrempt, die Hände voller Schuppen und Fischgedärm, das Kinn gesenkt, die Augen gekniffen, auf dem runzligen, rot gegerbten Gesicht eine Schuppe, die dort hingespritzt ist. In jedem verfließenden Sommer jedes verfließenden Jahres das Kinn mehr geneigt, die Augen noch mehr gekniffen, das gegerbte Rot der Wangen runzlicher. So viele vergangene, versunkene Jahre, dass man sich fragt, ob es noch wahr ist, dass es hinter der grauen Reihe der Jahre einmal eine andere Zeit gegeben hat.